

1631 malte Jusepe de Ribera in Neapel im Auftrag des spanischen Vizekönigs Duque de Alcalá das – im wahrsten Sinne des Wortes – merkwürdige Bildnis der bärtigen Magdalena Ventura. Es ist eine ernste, ja melancholische Gestalt, die uns aus dunklen Augen anblickt. Ein Säugling liegt an ihrer einseitig freigelegten, kugelförmigen Brust. Würde man der dargestellten Person sowohl das Gesicht als auch Hals und Brustansatz verhüllen, ließe der Rest auf das vertraute Bild einer Mutter mit Kind schließen.

Doch der Betrachter wird schockiert: Die Frau hat einen langen schwarzen Bart, der in dichtem Brustfell mündet; nur Stirn, Nase, Wangen, der entblößte Busen und die Hände sind unbehaart. Man fragt sich bestürzt, ob dieses Geschöpf mit den Zügen eines älteren, bärtigen Mannes wirklich ein weibliches Wesen sein kann?

Und würde nicht jede Mutter ihr Kind anlächeln, statt den Blick so traurig und starr dem Betrachter zuzuwenden? Und hätte nicht jede Frau, die von einem ungerechten Schicksal mit einem wuchernden Bart ausgestattet wurde, dagegen angekämpft? Könnte sie mit Messer und Schere nicht wenigstens eine Verkürzung erreichen, statt ein solch ungebremstes Wachstum zuzulassen?

Hinter Mutter und Kind steht der mutmaßliche Vater, ein bedrückter, düsterer Mann. Auch sein Bart kann sich sehen lassen, ist aber sorgfältig gestutzt und wird offensichtlich nach modischen Regeln in die Schranken gewiesen. Resigniert schaut uns der dunkle Herr an, als wolle er sagen: „So sind wir nun einmal, man kann es nicht ändern.“

### *La Barbuda*

Der folgende Text erschien erstmals in Ingrid Nolls Erzählungsband *Falsche Zungen* im Kapitel *Mütter mit Macken*. © 2004 by Diogenes Verlag AG Zürich. Wir danken der Autorin und dem Verlag für die freundliche Genehmigung, ihn hier nochmals abdrucken zu dürfen.

Mein Name ist Magdalena Ventura, aber seit mich der Spanier Ribera gemalt hat, nennen sie mich alle nur noch: *La Barbuda*, die Bärtige. Bis zu meinem 37. Lebensjahr war ich eine Frau wie jede andere. Meine drei Kinder waren fast erwachsen und gut geraten, mein Mann und ich konnten trotz schwerer Arbeit ganz zufrieden mit unserem Leben sein. Ob mich der liebe Gott oder der Teufel strafen wollte, vermag ich nicht zu sagen, aber ich will mich nicht durch Flüche versündigen. Eines Tages entdeckte ich, daß mir die Haare an der Stirn ausfielen, gleichzeitig aber am Kinn zu sprießen begannen. Anfangs scherzten wir noch darüber, aber bald wurde mir die Sache unheimlich.

In unserem Städtchen in den Abruzzen gibt es zwar keinen Medikus, jedoch eine tüchtige Hebamme. Seit meinen Schwangerschaften bin ich mit ihr ganz gut bekannt, und anfangs vermochte sie mich zu trösten. Sie hatte schon von anderen Frauen gehört, die bereits vor dem vierzigsten Lebensjahr eine Veränderung durchmachten und oft unter zunehmender Gesichtsbehaarung zu leiden hatten. Eine harmlose Laune der Natur, die angeblich nichts mit einer Krankheit oder einer göttlichen Prüfung zu tun hatte. Die Hebamme, Cecilia heißt sie, lich mir ihren kostbaren Handspiegel und eine zierliche Schere. Jeden Morgen begann ich, an mir herumzuzupfen und –zuschneiden, kam aber bald nicht mehr nach.

Mein Gemahl, Felice de Amici, konnte sich auch nicht so recht mit meiner Vermännlichung abfinden und befragte seinerseits einen Bader und Zahnreißer, der auf dem Markt Tinkturen feilbot. Stolz kam er mit einer teuren Salbe aus Murrelterfett nach Hause, die schauerlich stank und überhaupt keine Wirkung zeigte. Ich versuchte es mit kirchlichem Beistand. Der Pfarrer verordnete mir eine Wallfahrt, und ich pilgerte vergebens zur Madonna dei Miracoli.

Auch Cecilia brachte sich wieder ins Spiel und kochte eigenhändig ein Gebräu aus Eidechschwänzen, Wasserpastinaken, Seidelnbast und Brechnuß. Tagelang war ich krank von dem Zeug, nur meinem Bart schien die Roßkur zu bekommen. Als ich wieder auf den Beinen stand, wäre ich indes lieber tot gewesen.

Inzwischen hatte ich nämlich eine traurige Berühmtheit in unserem Ort erlangt. Die Gassenjungen johlten, wenn ich auftauchte, die Mädchen riefen: „Schnell weg, die Hex' kommt!“

Auch im Wirtshaus war ich anscheinend ein bevorzugtes Thema und Anlaß zu derben Späßen. „Wißt ihr schon, daß Magdalena und Felice nicht mehr zu unterscheiden sind? Die gute Frau ist über Nacht zum Zwilling ihres Mannes geworden.“

Ein Fremder, der von mir gehört hatte, klopfte eines Tages etwas zaghaft an unsere Tür und bat meinen Mann, mich anschauen zu dürfen. Felice hat zwar immer zu mir gehalten, aber seine Geduld ging allmählich zu Ende.

„Von mir aus könnt Ihr sie sehen, aber nur wenn Ihr dafür bezahlt“, sagte er und verlangte zwecks Abschreckung eine astronomische Summe. Ob man es nun glaubt oder nicht, der Fremde aus Neapel öffnete seinen Beutel bereitwillig, ohne den Preis herunterzuhandeln. Da wir im Laufe der Zeit ja viel Geld für meine Heilung ausgegeben hatten, dachte mein Mann wohl: Warum nicht, wenn der Kerl so dumm ist.

Der Neugierige trat also ein, verbeugte sich vor mir und setzte sich zu uns an den Tisch. Er sah mich lange und kritisch an und meinte dann zu Felice, er brauche einen Beweis, daß ich tatsächlich eine Frau sei. Mein Mann überlegte eine Weile, schüttelte aber dann den Kopf. Angesichts des hohen Betrags, den der Neapolitaner für die Besichtigung gezahlt hatte, bekam ich Gewissensbisse. Mußte man ihm nicht etwas mehr anbieten als einen harten Küchenstuhl? Und war ich meinem Mann, der stets für mich aufkommen mußte, nicht ebenfalls etwas schuldig? Ganz langsam löste ich die Spangen meines Kleides und ließ den Träger des Untergewandes zur Seite gleiten. Dann griff ich unter die Stoffbahnen und nestelte meine linke Brust hervor. „Soll es auch noch die rechte sein?“ fragte ich.

Doch dem Fremden hatte es vor Staunen die Sprache verschlagen.

Auch mit meiner Fassung war es vorbei. Weinend verließ ich den Raum, hörte allerdings noch, was der Neapolitaner sagte. Mein Fall werde bestimmt den spanischen Vizekönig interessieren, behauptete er, das sei nämlich ein Gelehrter, der sich oft und gern mit den vielfältigen Wundern der Natur beschäftigte.

Danach hörten wir nichts mehr von unserem Besucher, aber durch ihn war Felice auf eine fatale Idee gekommen. Am nächsten Markttag mußte ich mich hinter ihn auf das Maultier schwingen und mit nach Aquila reiten. Dort einigte er sich mit dem Quacksalber, daß ich in dessen Zelt zur Schau gestellt werden durfte.

Es wurde eine qualvolle Premiere für mich, auch Felice litt. Unser ganzes Leben lang hatten wir nichts als Plackerei und kaum Zeit für Vergnügungen gehabt, den Rummel auf dem Markt empfanden wir als ungewohnt, ja bedrohlich. Zudem waren wir beide keine Menschen, die gern im Rampenlicht standen, und Leute aus der Stadt mochten wir sowieso nicht besonders.

Trotzdem, Felice wurde irgendwie vom Teufel geritten. Wenn er schon als lächerlicher Trottel galt, der mit einer bärtigen Frau zusammenlebte, so wollte er wenigstens daran verdienen.

Als wir abends wieder zu Hause waren, mochte ich mit niemandem mehr reden, so tief fühlte ich mich gedemütigt und verletzt. Aber Felice zählte die Münzen und kam zu einem erstaunlichen Ergebnis. „Ab jetzt soll dein Bart wachsen, wachsen, wachsen!“ rief er. „Wehe, du rückst ihm je wieder, mit einer Schere zu Leibe! Wer hätte auch geahnt, daß dein Pelz eine Goldgrube ist!“ Zum ersten Mal nach langer Zeit küßte er mich, wobei uns beiden die Tränen herunterliefen.

Wir wurden bekannt und verdienten auf allen Märkten in der Region, mal mehr, mal weniger, so daß wir es fast zu bescheidenem Wohlstand brachten. Inzwischen gewöhnte ich mich ein bißchen an meinen neuen Beruf und starnte einfach so lange zurück, bis die Gaffer sich ihrerseits schämten.

Ich glaube, es war im Jahr 1631 als man mich nach Neapel brachte. Der Vizekönig Ferdinand II. hatte den berühmten Jusepe de Ribera damit beauftragt, mich zu porträtieren. Angst hatte ich schon davor, aber ich fühlte mich auch ein wenig geehrt.

Bei der ersten Sitzung machte der Maler nur Skizzen, die er später seinem Gönner vorlegen wollte. Ribera, den man Lo Spagnoletto nennt, weil er seinen seltsamen spanischen Akzent nicht ablegen kann, ist ein eher schamhafter Mann, vielleicht zehn Jahre jünger als ich. Nie wagte er es, mit mir zu plaudern oder mich um ein Lächeln zu bitten, mit großem Ernst konzentrierte er sich auf die Arbeit. Seine Farben passen zu meiner Stimmung, sie sind gedämpft, von erdiger Tönung und wie mit gemahlenem Rötel überpudert. Nur meine gelichtete Stirn weist einen leichten Glanz auf.

Am vierten Tag sagte er: „Hör zu, Barbuda! Der Vizekönig war gestern Abend im Atelier. Er ist nicht zufrieden, denn auf meinem Bild siehst du aus wie ein Mann in Frauenkleidern. Mein Gönner meint, die Betrachter sollten schließlich staunen, daß die Natur ein Wunder wie dich zustande gebracht hat. Aber niemand kann verlangen, daß du ohne Kleider Modell stehst.“ Er sagte es tief besorgt, und

ich sah ihm an, wie er litt. Ein negatives Urteil seines Auftraggebers konnte das Ende seiner Karriere bedeuten.

„Ein Wunder der Natur? Wahrscheinlich hat mich der Leibhaftige so übel entstellt“, sagte ich bitter.

„Nein“, meinte er, „daran glaube ich nicht. Du leidest an einem Gebrechen, das unsere Ärzte nur noch nicht kennen. Als Maler habe ich einen scharfen Blick und sehe, daß du unheilbar krank bist.“

Ribera hatte zwar eine erstaunlich hohe Meinung von seinen Fähigkeiten, war aber der erste Mensch, der mich verstand. Schon seit langem hatte ich das Gefühl, daß meine zunehmende Verwandlung eine böartige Ursache hatte.

„Auf den Märkten habe ich schon häufig meine Brust entblößen müssen“, sagte ich leise, „weil man mein wahres Geschlecht ja sonst nicht erkennen könnte. Eigentlich möchte ich es nie wieder tun, vor allem jetzt nicht, weil ein Gemälde für alle Ewigkeit meine Schande festhalten würde.“

„Auf keinen Fall will ich dein Unglück noch vergrößern“, sagte er, „aber vielleicht könntest du mir gestatten, einen einzigen Blick auf deinen Busen zu werfen.“ Ich tat ihm den Gefallen, denn ich wußte sehr wohl, daß er ein Mann von Anstand war, der mich bisher mit großem Respekt behandelt hatte.

Meine Brust ist zwar welk und schlaff, wie es einer gebrochenen Frau von 52 Jahren zusteht, aber dennoch ein untrüglicher Beweis meiner Weiblichkeit. Ribera schüttelte dennoch den Kopf. „So etwas darf man gar nicht malen! Der gesamte Klerus würde kopfstehen.“ Damit hatte er mich aber bei meiner Ehre gepackt. „In meiner Jugend“, sagte ich, „war auch meine Brust voll und rund und hat drei Kin der monatelang ernähren können.“

Meine Worte schienen den Maler für einige Sekunden sprachlos zu machen, dann knallte er den Pinsel mit solcher Wucht an die Wand, daß die sepiabraune Farbe in alle Ecken spritzte. „Fantástico! Fabuloso!“ rief er triumphierend. „Das ist die Lösung! Du nimmst einen Säugling auf den Arm, und eine nackte Brust ist plötzlich keine Sünde mehr!“

Jusepe de Ribera setzte mir ein gesticktes Käppchen auf den Kahlkopf und verpaßte mir den würdigen Ausdruck eines Gelehrten. Er malte mich in meinen besten Kleidern, ohne daß ich meine Jacke aufzuknöpfen brauchte, denn es war kein Problem für ihn, eine fast kreisrunde Fläche auszusparen. Als sein Kunstwerk schon halb vollendet war, legte man mir das Kind meiner Tochter in die Arme, das vergeblich nach einer Milchquelle suchte. Erst nachträglich und allzu mittig setzte der Maler eine prall gefüllte Mutterbrust in das sonderbare Bildnis ein. Viel Ahnung hat er wohl nicht von weiblicher Anatomie, aber er ist ein liebenswerter und einfühlsamer Künstler, dem ich auch ein zweites Mal meinen Hängebusen zeigen würde. Um das Bild einer Familie abzurunden, ließ er auch meinen Mann kommen. Felice steht wie der heilige Joseph im dämmrigen Hintergrund des Gemäldes und blickt mit finsterem Gleichmut über meine Schulter hinweg. Unsere Nachkommen werden sich wohl eines Tages viele Fragen stellen und sich den Kopf zerbrechen, wenn sie dieses Bild betrachten.



Jusepe de Ribera, *La Barbuda* (auch *Magdalena Ventura*), 1631, Öl auf Leinwand, 196 × 127 cm, Museo de la Fundación Casa Ducal de Medinaceli im Hospital de Tavera, Toledo  
Die lateinische Inschrift besagt:

„Ein großes Naturwunder, Magdalena Ventura aus einer Stadt bei Accumoli, gemeinhin Samnites genannt, in den Abruzzen des Königreiches Neapel, 52 Jahre alt. Erstaunlich ist, daß sie im Alter von 37 Jahren sehr haarig wurde und ihr ein so langer und voller Bart zu wachsen begann, daß er mehr der eines bärtigen Mannes als der einer Frau zu sein scheint, die drei Söhne von ihrem Ehemann Felici de Amici empfangen hat, den du hier dargestellt findest. Jusepe de Ribera, Spanier, ausgezeichnet mit dem Kreuz Christi, ein neuer Apelles in seiner Zeit, malte sie auf Wunsch von Fernando II, dem dritten Herzog von Alcalá, dem Vizekönig von Neapel, in wunderbarer Weise nach dem Leben, am 14. März des Jahres 1631“ (zitiert nach: Michael Scholz-Hänsel: Jusepe Ribera. Köln 2000).